

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richopin. Uebersetzt von S. L.

Ich hatte einen Augenblick die Hoffnung, daß sich Paul und Cesarine in ihre neue, so nahe Wohnung geflüchtet hätten. Die Hausmeisterin sagte mir, daß sie seit dem Tage der Verhaftung weder sie noch den Vater Szasz wiedergehört habe. Sie vermuthete, daß der Alte in seine frühere Wohnung zurückgekehrt sei.

„Er vielleicht,“ dachte ich; „aber sie sicher nicht. Ganz gewiß hat Cesarine Paul nicht in die dem Kapitän bekannte Wohnung zurückgeführt.“

Aber wo konnten sie denn wohl sein? Meine Unruhe verwandelte sich in Schrecken. Ich entschloß mich, auf jeden Fall nach der Rue Loullier zu gehen. Hierher würde offenbar der Kapitän eilen, wenn er einen Augenblick Zeit findet. Hier mußte ich mich aufhalten, um ihm zuerst sagen zu können, daß Paul nicht im Stande gewesen sei, Paris zu verlassen, und daß er weder schuldig noch feige gewesen, sondern krank und fast sterbend sei.

Ich ging den Weg wieder zurück, den ich gekommen war. An der Barrikade der Rue de Vaugirard stand jetzt ein halbes Duzend Neugieriger, die den Leichnam des Föderirten betrachteten. Ein Mann, der eine breite dreifarbigte Armbinde trug, sagte mit lauter Stimme, indem er jedermann prüfend anblickte:

„Das macht Vergnügen, sie verrecken zu sehen. Nicht?“

Er hatte die Miene eines Polizeispiegels. Niemand antwortete ihm. Er fuhr fort, indem er dem Leichnam einen Stoß mit dem Stiefel gab:

„Hat der dreckige Füße, dieses Schwein!“

Und ich bemerkte nicht nur, daß die Füße schmutzig, sondern daß sie auch nackt waren. Eben noch hatte ich sie beschaut gesehen. Man hatte die Schuhe des Todten gestohlen.

Am Odeon war der Weg von neuem durch einen Kordon Soldaten abgesperrt. Die Schlacht mußte also ganz nahe sein. Man hörte vom Pantheon Gewehrknattern. Ich war der einzige Zivilist auf dem Fahrdamme. Glücklicherweise bemerkte ich den Wirth des Cafés Labourey, der gerade im Begriff stand, die Läden seines Schaufensters abzunehmen. Wir kannten uns. Ich ging an ihn heran und er ließ mich eintreten.

„Gehen Sie ins Entresol hinauf,“ sagte er mir. „Dort ist meine Familie. Bleiben Sie bei ihr. Sie sind verrückt, in diesem Augenblicke spazieren zu gehen. Man wird für ein Nichts verhaftet und süßlirt.“

Eine halbe Stunde später sah ich in der That durch die Fenster des Zwischengeschosses Gefangenzüge vorbei passiren, unter denen sich nicht bloß Besiegte in Uniform sondern auch Leute in Blusen, in Jacketts befanden, Bürger und selbst Frauen und Kinder. Sie waren fast alle barhäuptig. Die Hände waren ihnen auf dem Rücken zusammengebunden. Sie marschirten zwischen zwei Reihen ausgehobener Stadtfergeanten, die den Revolver in der Faust trugen. In einem der Züge schrie eine Frau, deren Haare auf die Schultern niederfielen:

„Zum Meuchelmord! Zum Meuchelmord!“

Und von nervösen Krämpfen erfaßt, stürzte sie zu Boden. Man brante ihr aus nächster Nähe einen Schuß ins Gehirn. Sie zuckte noch einmal tonvulsivisch auf und dabei schlugen ihre Röcke in die Höhe. Man ließ sie mehr als eine Stunde in dieser Stellung liegen. Die Soldaten machten einander bei ihrem Anblick Vorschläge, die ich zwar nicht hörte, die ich aber aus ihrem Lachen errieth.

Endlich gab ein Stabsarzt, der eine Schärpe um den rechten Arm trug, den Befehl, den Körper wegzuschaffen. Nachher überschritt er die Straße und trat in das Café ein. Sein Gesicht erweckte in mir eine Erinnerung. Ich stieg hinab und erkannte ihn. Er hatte ehemals unter dem Befehle meines Vaters gedient. Ich redete ihn an, rief ihm dies ins Gedächtniß zurück und sagte ihm, wer ich wäre. Dann erzählte ich ihm von meiner Angst über das Schicksal meines Freundes, der ebenso wie ich ein Soldatkind sei. Er war gern bereit, mich in meinen Nachforschungen zu unterstützen und wir gingen zusammen nach der Rue Loullier.

Da war ebenfalls noch keine Nachricht über Paul und Cesarine zu erhalten. Aber man hatte den Vater Miklos

mehrere Male während des vorhergegangenen Tages und noch dreimal heute Morgen gesehen. Er war in die Wohnung nur gekommen und gegangen auf der Suche nach seiner Tochter, da er nicht wußte, was aus ihr geworden wäre, er sei gerannt wie ein Narr.

„Närrisch, und besoffen dazu,“ fügte die Hausmeisterin hinzu. „Postausend! Der arme Mensch! Er muß mehr als ein kleines Glas getrunken haben, um sich Muth zu machen. Er wollte durch das Handgemenge durchdringen, um das Fräulein zu suchen.“

In der Kneipe der Rue Cujas hatte man ihn ebenfalls gesehen.

„Er hat mir genug zugefetzt,“ antwortete mir Louis. „Glücklicherweise hat mich Augyal von ihm befreit.“

„Wann das?“

„Vor ungefähr zwei Stunden.“

„Er hat ihn weggeführt?“

„Oh! Weggeführt! Beinahe weggetragen. Der General war so steif, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte.“

„Nun, nach welcher Seite hat er ihn denn weggeführt?“

„Nach der Mairie zu.“

Wir gingen da hinauf. Das Gemüth hatte hier kaum geendet. In dem Korridor einer Modewaarenhandlung, nahe an dem Denkmal lagen die Leichname zu Duzenden durcheinander aufgehäuft. Darunter waren die Leichen von Kindern, dieser zwölfs- bis vierzehnjährigen Burschen, die die Kommune als Staffetten verwandt hatte. Einer von ihnen war in Hemdsärmeln getödtet worden. Seine kleine Brust war von Bajonnettstichen wie ein Schaumlöffel durchlöchert. In dem Hof der Mairie war die Hintermauer mit großen rothen, sternförmigen Spritzflecken bedeckt. Die Köpfe der Füsiliten hatten daran geschlagen wie blutige Schwämme.

Auf unsere Erkundigungen erwiderte uns ein Gendarmereioffizier, der als Profos funktionirt hatte:

„Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß niemand von denen, die hier waren, entwischt ist. Zwischen dem Pantheon, der Bibliothek und Saint-Stienne-du-Mont waren wohl sieben bis achthundert Insurgenten zusammengedrängt. Man hat ihnen allen ihre Reinigung gegeben.“

„Mit dem Karabiner, versteht sich,“ fügte lachend ein junger Unterlieutenant hinzu, der dem Profos als Sekretär gedient hatte.

Es war beinahe noch ein Kohllöffel. Er hatte zwei oder drei Schnurrbarthaare, trug ein Monocle und rauchte eine riesige Zigarre.

„Ja,“ fuhr er fort, „da war vor allem ein Alter, der ein zähes Leben hatte! Der hat der Regierung Munition gekostet! Der reine Kugelfang, was! Man hat ihm eine tüchtige Portion aufgepelzt. Der Herr soll ein General gewesen sein.“

Bei diesem Worte zitterte ich. Und leider erhielt ich, als ich weiter in ihn drang, neue Details, die keinen Zweifel mehr ließen. Dieser Unglückliche war der Vater Miklosch. Man hatte ihn triumphirend aufgegriffen. Die Leute des Viertels, die ihn vorübergehen sahen, hatten gesagt:

„Sieh' da! Der General!“

Das, und sein Kostüm, mehr bedurfte es nicht. Man hatte ihn an die Mauer gestellt und süßlirt.

„Ist übrigens nicht würdig gestorben, dieser General,“ fuhr der kleine Unterlieutenant fort. „Er hatte Umstände gemacht, ehe man ihn zusammenknallen konnte. Er schrie, daß Ungarn krank sei, sehr krank. Ich glaube gern, daß er krank war, dieser General!“

Ich konnte mich nicht enthalten, auszurufen:

„Aber das war ein Irthum, mein Herr! Ich, ich kannte ihn, diesen armen Menschen. Es war ein Mathematiker, durchaus kein General.“

Der Bursche antwortete mir, entschieden sehr geistreich:

„Ei, mein Herr, es war sicher ein General der Kommune, gar kein Zweifel, er ist ja besoffen wie Robespierre's Esel gestorben.“

XXIII.

Ich hatte mich in meinen Ruthmaßungen bezüglich des Kapitans nicht getäuscht. Nachdem ich den Stabsarzt verlassen hatte und nach der Rue Loullier zurückkehrte, traf ich Herrn von Konciuz unten bei der Thürschließerin. Sobald er gekonnt hatte, war er dorthin geeilt.

„Ah!“ rief er mir zu, „Sie sind es! Um so besser! Da werde ich also doch etwas erfahren. Aber beeilen Sie sich. Donnerwetter! Wir haben nur eine Stunde Ruhezeit. Meine Truppen essen ihre Suppe Rue des Coles. Ich habe die Gelegenheit wahrgenommen, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Wo ist mein Lumpenkerl von Sohn?“

Das Gesicht des Kapitäns war Unheil verkündend und gleichzeitig von Wuth geröthet und von Pulver geschwärzt.

Ich antwortete ihm rasch, indem ich ihm von der Verhaftung Pauls durch die Föderirten sprach, weil er sich dem Dienste entzogen habe, und wie er bei Beginn der Schlacht im Lazareth in Luxemburg war, und daß ich nicht wüßte, was seitdem aus ihm geworden wäre, und daß ich ihn jetzt selbst gleichfalls suchte.

„Donnerwetter, Donnerwetter!“ fluchte der Kapitän, indem er seine Riembaden schüttelte und wüthend auf seine Oberlippe biß.

Dann rief er plötzlich, sich an die Stirn schlagend:

„Warten Sie doch. Im Lazareth des Luxemburg sagen Sie?“

„Ja.“

„Aber dann, dann ist ja alles gut! Allerdings! Von diesem Lazareth kamen ja wohl die Flüchtlinge, die sich nach dem Seminar von Saint-Sulpice retteten und die heute Morgen auf die Neunziger geschossen haben. Er muß bei ihnen gewesen sein, der Schmutzkerl!“

Und er zog mich mit beschleunigten Schritten heraus. Er athmete geräuschvoll beim eilenden Gehen und hörte nicht auf zu fluchen, ohne auf das hinzuhören, was ich ihm sagte.

Das Seminar von Saint-Sulpice war von einem Jägerposten bewacht. Der wachhabende Offizier erzählte uns gedrängt, was sich hier seit heut Morgen ereignet hatte. Man hatte hier die Verwundeten und Kranken in ihren Betten erwürgt. Ich erinnerte mich an den Nachbar aus der Rue de Servandoni, der mir etwa um zehn Uhr gesagt hatte, als er von der Place de Sainte-Sulpice zurückgekehrt war.

„Gehen Sie nicht dorthin. Das ist ein Gemehel! Das ist ein Gemehel. Gehen Sie nach Hause zurück. Wagen Sie sich nicht heraus.“

Ich dachte mit Schauern, daß vielleicht Paul und Cesarine mit unter den Opfern sein könnten. Wer weiß? Wer weiß, ob unter dem Geschrei und dem Todesröcheln, das ich heute Morgen von meinem Zimmer aus gehört hatte, nicht auch das ihre gewesen!

Bei der anwidernden Erzählung von dem Würgen zuckte der Kapitän nicht einmal zusammen. Er gab ihr vielmehr erst noch den gehörigen Nachdruck durch die Worte:

„Das ist recht, das ist recht, Donnerwetter! Sie haben auf die Truppen geschossen.“

Ich fragte den Jägeroffizier mit zitternder Stimme und zusammengepreßter Kehle:

„Ist nicht eine Frau darunter gewesen?“

„Wer denn?“ unterbrach der Kapitän, mit den Zähnen knirschend. „Cesarine, nicht wahr? An sie denken Sie? nicht?“

„Ich weiß nicht, ob sie Cesarine hieß,“ antwortete der Jägeroffizier, „aber es war in der That eine Frau dabei. Eine Rasende! Eine Wahnsinnige! Ein verwegenes Mädchen trotz alledem, man kann nicht anders sagen. Man hatte ihr ihren Geliebten getödtet. Man wollte sie nicht tödten; man hatte sie nur gefangen genommen. Sie hatte sich an seinen Körper angeklammert und küßte ihn, indem sie ausrief, daß sie auch sterben wolle. Man konnte sie nicht auseinanderreißen. Endlich gelang es. Da pflanzte sie sich vor einen Offizier auf, der den Säbel in der Hand hielt und rief: „Es lebe die Kommune!“ — Natürlich fauste der Säbel nieder.“

„Wo sind die Todten?“ fragte der Kapitän.

„In der Kapelle.“

Wir gingen dahin. Es lagen dort etwa achtzig neben einander auf den Fliesen. Man glitt aus auf dem geronnenen Blute. Die Luft war mit einem saden Geruch geschwängert. Es roch wie in einem Schlachthause.

„Da ist sie!“ sagte der Kapitän, indem er etwa bis zur Mitte der Reihe eilte.

Und dann mit einem heiseren Ausdruck:

„Und er auch . . .“

Die Leichen Cesarinens und Pauls lagen dicht nebeneinander, die Hände ineinander verschlungen. Paul war aus unmittelbarer Nähe von mehreren Kugeln mitten ins Gesicht getroffen. Sein Kopf hatte kaum mehr ein menschliches Aussehen.

Es war eine unförmige Masse, ein Brei von Knochen, von zerfetztem Fleisch und Gehirn. Man erkannte ihn nur noch an seinem Bart und seinen langen Haaren, die ihn wie mit einem Heiligenschein umgaben. Cesarine hatte nur eine einzige Wunde in der Nähe der Herzgrube erhalten, von der sich ein großer Blutstreck ausbreitete, der auf ihrem schwarzen Kleide wie eine rothe Blume ausfiel. Ihr Gesicht war bleich und strahlend. Ihre weit geöffneten Augen schienen wie in Verückung getaucht.

„Armer Paul! Arme Cesarine!“ flüsterte ich weinend.

Der Kapitän runzelte die Augenbrauen und mit seiner wildesten Miene sagte er mir:

„Warum beweinen Sie sie? Er ist in der Insurgenten-uniform gestorben und sie, als sie ausrief: „Es lebe die Kommune!““

Ich wurde vor Entsetzen beinahe ohnmächtig. Er ergriff mich beim Arm und stützte mich, wie da unten beim Rückzuge, und er fügte rasch hinzu:

„Man muß die Dinge nehmen wie sie sind. Die Ohren steif, mein Kleiner, etwas die Ohren steif, Donnerwetter!“

Darnach hörte ich, wie er in seinen Bart murmelte:

„Alles in allem — giebt es zwei Bekommene weniger!“

„Oh, Kapitän,“ schrie ich auf, „Kapitän, schweigen Sie. Beschimpfen Sie nicht dieses tapfere Mädchen, dieses edle Weib. Sie war eine Heldin, ich schwöre es Ihnen. Und ich schwöre es Ihnen auch, daß Paul unschuldig war. Und selbst wenn er schuldig gewesen wäre, selbst dann haben Sie nicht das Recht, so von ihm zu sprechen. Es war Ihr Sohn.“

Der Kapitän sah mir star in das Weiße der Augen und dann erwiderte er mit langsamer und ernster Stimme:

„Ich glaube es nicht.“ —

Ende.

Die Erfolge der „Challenger“-Expedition.

Im „Pester Lloyd“ widmet Prof. A. Francó dem Abschluß der Publicationen von der „Challenger“-Expedition einen Aufsatz, dem wir folgende Ausführungen entnehmen: „Mit der unauffälligen Bescheidenheit der wahren Wissenschaft trat vor einiger Zeit ein Werk vor die Oeffentlichkeit, wie es gigantischer noch selten die Presse verlassen hat. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften sichert sich darin einen würdigen Abschluß. Es wurde nämlich der 36. Band und damit die ganze Publikation der wissenschaftlichen Ergebnisse der englischen „Challenger“-Expedition abgeschlossen und durch die Munifizenz der englischen Regierung den europäischen öffentlichen Bibliotheken als Geschenk der englischen Nation übermitteln.“

Die Fäden der Geschichte dieses in seiner Art einzig dastehenden Unternehmens reichen weit in die Tage einer schon halb entschundenen Generation zurück, in die letzten Tage der sechziger Jahre, in welchen die überraschenden Erfolge der Amerikaner bei der wissenschaftlichen Durchforschung des atlantischen Ozeans den Wettstreit Englands wachriefen und so den Anstoß zur Ausrüstung einer epochalen Ozean-Expedition gaben. Es war eine naturgeschichtliche Forscherfahrt um die Erde, die da geplant wurde, ein erneuerter Zug Magellan's, welcher unbekante Gebiete des menschlichen Wissen erschließen sollte. Die Abgründe des Weltmeeres, die Fragen der geographischen Verteilung der ozeanischen Lebewesen, die Probleme der Tektonik des Meeresbodens, sie waren es, in deren Dunkel diese neue Expedition Licht und Aufklärung bringen sollte. Die Aufgabe war groß, aber groß waren auch die Mittel zu ihrer Lösung — und sie gelang.

Die englische Regierung stellte ein Kriegsschiff, den „Challenger“ (Heranforderer), zur Verfügung, und binnen zweier Jahre wurde das gepanzerte, feuerpeiende Kampfschiff in das friedliche Heim stiller Arbeit und Wissenschaft, zu einem wahren Naturforscherschiff umgestaltet. Einer der hervorragendsten Biologen Englands, Ch. Wyville Thomson, bildete mit einer Reihe von namhaften Zoologen, Botanikern und Geologen einen wissenschaftlichen Stab, an dessen Arbeitstüchtigkeit und Arbeitskraft schon a priori große Erwartungen geknüpft werden konnten.

Am 21. Dezember 1872 lief der „Challenger“ aus dem Hafen von Portsmouth aus, wo man ihn 3 1/2 Jahre hindurch nicht wiedersehen sollte. Und nun begann ein wahrer Triumphzug der Naturwissenschaften über die Erde, welcher die kleine Forscherchaar von den feberathmenden Gestaden der Tropen zu den Eisbarrieren der Südsee, aus den großen Handels- und Kulturzentren der fünf Welttheile zwischen die den sprechenden Affen nahekommenen Kannibalen Polynesiens führte. In 3 1/2 Jahren legte der „Challenger“ 83 890 Seemeilen zurück, also einen Weg, der dem dreieachen Umfang der Erde (= 21 600 Seemeilen) entspricht. Aus Hunderten und aber Hunderten von Tiefenmessungen, Temperaturbeobachtungen und erfolgreichen Fischzügen mit Schlepp- und Plankton-Neßen setzte sich die Unmasse des heimgebrachten Daten- und Beobachtungsmaterials zusammen, welches in der großen Schatzkammer der Naturgeschichte, im „British Museum“ seiner weiteren Bestimmung: der wissenschaftlichen Aufarbeitung harret.

Dieses ungeheure Material konnte unmöglich von den wenigen Theilnehmern der Expedition allein bewältigt werden. Die von der Regierung zum Zwecke der Bearbeitung der Ergebnisse eingesetzte Kommission, an deren Spitze der Leiter der Expedition, Sir Wyville Thomson stand, vergewisserte sich daher vor allem der Mitwirkung der nöthigen Fachgelehrten, die ohne Rücksicht auf ihre Nationalität zur Mitarbeiterschaft an diesem Werke aufgefordert wurden. So kam es, daß sich an dem Challenger-Werke Vertreter fast aller Kulturnationen beteiligten, wodurch dasselbe ein leuchtendes Beispiel der über Rassen und Nationen stehenden Solidarität der Wissenschaft wurde.

Die fast 1 3/4 Millionen Gulden (138 000 Pfd. St.) betragenden Kosten der Expedition und der Herausgabe der Reports wurden vom englischen Parlament votirt. Leider trägt das Verhalten der englischen Tories das reine Bild der Opferwilligkeit für ideale, wissenschaftliche Zwecke; das Haus der Peers bereitete der Votirung dieser Summe durch sein Veto wiederholt Schwierigkeiten. Nach 19 Jahren der angestrengtesten fleißigen Arbeit in den bedeutendsten zoologischen Instituten Europa's steht aber nun dennoch dieses Kolossalwerk des empirischen Wissens fertig da, als ein für alle Zeiten den Ruhm unserer Kultur verkündender Grundstein der Wissenschaft.

Gar manches Schwierige und früher unerreichbar scheinende Problem wurde gelöst oder doch der Lösung nahe geführt und der Forschung wurde eine Reihe neuer Gesichtspunkte eröffnet, welche vieles in anderem Lichte erscheinen lassen, worüber schon abgeklärte und fest gegründete Ansichten existirten. Dadurch eröffnete sich uns ein tieferes, richtigeres Verständniß des ozeanischen Haushaltes. Die Hauptbedeutung der „Challenger“-Forschungen liegt nicht in der außerordentlichen Erweiterung des Wissens durch die Beschreibung tausender und aber tausender neuer, bisher ungelannter Thier- und Pflanzenformen, sondern darin, daß die wissenschaftliche Erkenntniß der Natur dadurch bedeutend an Tiefe gewonnen hat. Denn die Menge der gekannten ozeanischen Wesen bleibt nur ein chaotisches, unverständliches Gewimmel ohne die Kenntniß jener ewigen Geseze, welche deren Verbreitung bestimmen, nach denen die Bedeutung und die Rolle jedes einzelnen Mitgliedes dieser Fauna und Flora sich richtet und auf welchen der durch die Organismenwelt vermittelte Stoffumsatz der Ozeane basiert.

Wir wissen jetzt, daß die Ufer der Weltmeere von anderen lebenden Wesen bewohnt sind, als der freie Spiegel dieser Meere; daß die Oberfläche eine andere Thiergenossenschaft beherbergt, als die unteren Wasserschichten; wir erkannten, daß die ewige Finsterniß der tiefsten Meeresgründe nicht öde und verlassen, sondern von eigenartigen, urweltlich und absonderlich geformten Wesen bevölkert ist, und wir kennen nun auch in großen Zügen jenen Zusammenhang, der zwischen der Formenvariabilität und den ökologischen Bedingungen der Meeresfauna besteht. Die Millionen lebender Meeresgeschöpfe sind keine vom Zufall zusammengetragene Menge, sondern in ihrer Gesamtheit ein, durch tausend Fäden gegenseitiger Beziehungen verknüpfter wirksamer, mächtiger und unentbehrlicher Faktor des organischen Lebens. Der Platz, das Verhältniß jedes einzelnen Mitgliedes dieser Welt ist bestimmt, hat seine Aufgabe und resultirt Wechselwirkungen in dem großen und in vielem noch so räthselhaften Kreislaufe der Natur.

Die „Challenger“-Expedition hob endgültig den Schleier von den in ewige Nacht gehüllten tiefsten Abgründen des Meeres. Ein Bild, so bizarr und seltsam, wie es nur fiebernde Phantasie erfinden könnte, ersteht vor unseren Augen, das Bild längst verschwundener Erdperioden wird wieder lebendig. Ungeschlacht geformte, groteske Polypen strecken ihre Fühlarme zwischen den aus der Urwelt hier zurückgebliebenen Seefierern und Stachelhäutern, in den Spalten der Felsen lauern urweltliche Krebse von phantastischer Gestalt und dazwischen hüpfen bizarr geformte Fische, gleich blaffen blutlosen Gespenstern in einer immerwährenden und lautlosen Nacht.

Die Skelette von Myriaden kleiner Organismen, die oben die Wasserschichten beleben, sinken herab und rieseln als ununterbrochener Strom von Kalk- und Kieselpartikelchen zu Boden. Im Laufe der Jahrtausende häufen sie sich zu gewaltigen Lagern an, welche einst die Kalkfelsen späterer Aeonen bilden werden, so wie sie vor unmaßlichen Jahren den Kalk unserer Gebirge schufen, die damals Meeresgrund waren. An diesen verborgenen Erdenwinkeln scheint die oben alles umgestaltende Zeit spurlos vorüberzugehen, hier liegen in ungeörter Ruhe die Knochen ehemaliger Seeungeheuer, deren Fossilien oben an der Erdoberfläche schon unter der Wucht ungeheurer Gebirge begraben sind. Seit jenen Zeiten, wo den Erdball überall der schwüle Hauch eines tropischen Klimas umspülte und allüberall die üppige Pracht der tertiären Urwälder, die vielerleicht noch keinen Menschen sahen, wucherte, blieben die Reste jener längst ausgestorbenen Organismenwelt hier erhalten und stiegen kaum verändert an der langen Kette der Generationen bis zur geologischen Gegenwart hernieder. Und ein Ueberbleibsel des Hente wird sich erhalten, vielleicht bis in jene Tage, wo die rasche Zeit das Menschengeschlecht schon längst ausgelöscht und hinweggetilgt hat, und der ewige blaue Himmel wieder über den Wundern neuer Kontinente lächelt.

Die zwischen der Tiefe und der Oberfläche liegenden Wasserschichten sind fast verödet und unbelebt, nicht so aber an dem Meerespiegel. Im Gegensatz zu dem Farbenmangel und der unheimlichen Bewegungslosigkeit der Tiefenbewohner schwebt hier das Auge an der Farben- und Formensönheit der Milliarden

Geschöpfe, die da umherwimmeln. In der Sonnenpracht des lichten, kristallklaren Wassers spielt eine unabsehbare Menge der wunderbarsten Wesen alle Farben, und oftmals ist die Oberfläche so massenhaft bevölkert, daß z. B. der „Challenger“ wiederholt tagelang inmitten ihrer Heere fuhr.

Fast alle Ordnungen der Thierwelt stellen ihre Vertreter zu dem Peere der Planktonwesen, ein chaotisches Gewirr von Formen, in welches jedoch das Gesez der systematischen Eintheilung und die unzähligen Einzelbeobachtungen sich aufbauende Kenntniß ihrer Oekologie Ordnung bringt.

Fast zwei Drittel der gesammten Bände des „Challenger“-Werkes sind der Beschreibung dieser so unendlich mannigfaltigen Thierwelt gewidmet; unwillkürlich beschleicht uns, wenn wir diese Tausende von Seiten und meisterhaften Tafeln durchblättern, ein Gefühl der stummen Ehrfurcht vor der riesenhaften Größe der Seifearbeit, die hier niedergelegt ist.

Die meisten der Theilnehmer und Mitarbeiter ruhen bereits im Grabe; sie hinterließen ihr Werk einer neuen Generation, ohne den Ruhm und direkten Nutzen jener Arbeit, der sie ihre besten Kräfte gewidmet, genießen zu können. Die fortschreitende Wissenschaft wird das durch sie Gebotene überholen, manches nur Halbgeklärte wird gelöst und vielleicht in anderem Sinne erfaßt werden, aber nichts wird ihr Verdienst schmälern. Werke, wie das der „Challenger“-Expedition, sind nicht das intellektuelle Produkt einiger, sie sind vielmehr die Ausdrucksformel für gewisse Stappen des allgemeinen kulturellen Fortschritts. Dazu, daß sie entstehen können, gehört eine breite Basis des allgemeinen Verständnisses für solche ideale Bestrebungen, deren positiver Nutzen nicht unmittelbar ins Auge fällt und die erst späteren Generationen Früchte tragen werden. Zu solcher Opferwilligkeit konnte auch nur eine so echt freisinnige Nation befähigt sein, wie das Volk Englands.“ —

Kleines Feuilleton.

b. Am 8. August wurde in Frankfurt a. M. das Denkmal von Samuel Thomas Sömmering, das von Lenz in Nürnberg nach dem Entwurfe Eduard von der Haunig geschaffen wurde, feierlich enthüllt. Von Haus aus war Sömmering, der 1755 in Thorn geboren wurde, Anatom und Physiolog, und als Arzt hat er viele Jahre in Frankfurt a. M., wo er 1830 starb, praktizirt. Doch liegen diejenigen Arbeiten, derentwegen er im Andenken der Nachwelt lebt, nicht auf medizinischem Gebiete; vielmehr sind seine medizinischen Schriften längst vergessen. Wir erwähnen höchstens der Anisiosität halber seine 1796 erschienene Schrift „Ueber das Organ der Seele“, das er in einer dunstförmigen in den Höhlungen des Gehirns enthaltenen Flüssigkeit suchte.

Daß er heute noch genannt und gefeiert wird, verdankt er seinen physikalischen Leistungen, vor allen der Erfindung des elektrischen Telegraphen. In den Feldzügen Napoleons stellte sich die Nothwendigkeit eines zuverlässigen telegraphischen Verkehrs heraus, und Hand in Hand damit wurde der optische Telegraph in Frankreich sehr wesentlich vervollkommen. Der berühmte bayerische Minister Montgelaß hat im Jahre 1809 Sömmering, der seit vier Jahren Mitglied der Akademie in München war, ihm ebenfalls einen Plan eines guten Telegraphen vorzulegen. Sömmering kam auf den Gedanken, die noch nicht lange bekannte Zerlegung des Wassers durch den elektrischen Strom zu benutzen, und konstruirte einen Apparat, in welchem die einzelnen Buchstaben durch die bei der Wasserzerlegung in kleinen Gläschen aufsteigenden Gasblasen bezeichnet wurden. Das Gutachten der Pariser Academie, der der Apparat auf Napoleons Veranlassung vorgelegt wurde, fiel nicht günstig aus, da die damaligen optischen Telegraphen dem Sömmering'schen entschieden überlegen waren; wenn derselbe daher auch keine allgemeine Verbreitung fand, so darf er doch als Vorläufer der heutigen elektrischen Telegraphie nicht vergessen werden.

Es mag noch erwähnt werden, daß der um das englische Telegraphenwesen hochverdiente Coole, der in Gemeinschaft mit Wheatstone die elektrischen Zeigertelegraphen in Großbritannien zu allgemeiner Einführung brachte, durch den Sömmering'schen Telegraphen, der nebst dem damals (1836) schon bekannten Nadeltelegraphen an der Heidelberger Universität gezeigt wurde, die erste Anregung zu seinen technischen Versuchen empfing. Sömmering verdient mit vollem Recht einen Ehrenplatz unter den Geistesheroen der Wissenschaft, deren Arbeiten Merkfleine in der Kulturentwicklung der Menschheit bilden. —

— Vom Araber Blutgericht. Der „Pester Lloyd“ berichtet: Der Abgeordnete und Publizist Gustav Bessis hat dieser Tage sein Werk über die Geschichte des neuesten Zeit Ungarns beendet. Bessis, der sich in diesem Werke auch mit den Hinrichtungen von Arad befaßt, suchte den in Biegrad lebenden General Arthur Görgei auf, um von ihm über das traurige Ereigniß der ungarischen Geschichte neue Details zu erfahren. Görgei äußerte sich nicht folgendermaßen: „Die österreichische Militärpartei wollte sich nicht mit der Hinrichtung der dreizehn Generale begnügen, sie hatte den Plan gefaßt, nach der Uebergabe Komorns sämtliche gefangene Honved-Offiziere zusammenzutreiben, und so lange in den Menschenhausen hineinartätschen zu lassen, bis kein einziger der Gefangenen am Leben bliebe. Dieser Plan der österreichischen Militärpartei wurde durch die europäische und hauptsächlich durch die englische Diplomatie vereitelt. Der Wiener Vertreter Englands erklärte, daß England, wenn der Wiener Hof diese unerhörte Missethat durchführe, die stärksten Repressalien gegen Oesterreich eraxieren werde.“ —

Theater.

— Der Münchener Intendant v. Poffart beabsichtigt im Herbst eine Schule für Theatermalerei einzurichten. Professor v. Penck und Professor Rudolf Seig werden ihn dabei unterstützen. Außerdem soll eine Lehrkraft aus Wien an die Schule berufen werden. —

Aus dem Thierreiche.

io. Die Urhahnen unserer Hunde. Nach einem Vortrage, den Professor Studer auf der 79ten Jahresversammlung der Schweizer naturforschenden Gesellschaft in Zürich über die Geschichte der Hunderassen gemacht hat, weiß man jetzt ziemlich darüber Bescheid, von welchen Vorfahren wir unsere verschiedenen Rassen abzuleiten haben. Es sind fünf Stammformen, von denen drei in den Pfahlbauten vorkommen, während die beiden übrigen zur Bronzezeit lebten. Der am längsten bekannte Vorfahre unserer Hunde ist der sogenannte Torshund, von dem berühmten, jüngst verstorbenen Zoologen Mittmeyer zuerst beschrieben, dieser Hund war in der neueren Steinzeit der Begleiter des Menschen, und von ihm stammen alle unsere Spitze und Pinscher ab. Schädel und andere Knochenreste des Torshundes sind in großen Mengen in den Pfahlbauten gefunden worden, und schon zu jener Zeit konnte man eine Unterscheidung zwischen Spitze und Pinscher machen. An manchen Stellen, z. B. bei Baden im Argau, findet sich der Torshund noch zur Römerzeit. Eine Reihe der heute beliebtesten Hunderassen leiten ihren Ursprung von einem Hunde aus der Steinzeit her, der nach dem russischen Gelehrten Jnoskrajew benannt ist, und zuerst von Anutschin in Ablagerungen am Ladoga-See, später auch in dem Pfahlbau von Front am Neuchâtelsee gefunden wurde. Am reinsten hat der sibirische Schlittenhund, der sogenannte Laika, den Typus jenes Hundes bis auf unsere Zeit bewahrt, außerdem aber verdanken wir ihm auch die Entstehung des Neufundländers, des Bernhardiners und der Doggen und ihrer Zwergformen, deren kleinste unser Mops darstellt. Der dritte Hund aus der Steinzeit wurde von Studer selbst in einem Pfahlbau am Ueberlinger-See gefunden, er ist groß und schlank gebaut und hat eine vollkommen übereinstimmende Schädelform mit dem schottischen Deerhound; von diesem Hunde stammen die Hirschhunde und die irischen Wolfshunde ab. Zur Zeit, als die Gallier in der Schweiz weilten, war dieser Hund dort im ganzen Lande verbreitet. Ein Hund der Bronzezeit, der den lateinischen Namen Canis familiaris matris optimae (Haushund der Göttinmutter) erhalten hat, ist der Ahne unserer Schäferhunde und Pudel. Eine fünfte alte Hundart endlich, ebenfalls aus der Bronzezeit stammend, hat den Jagdhunden das Leben gegeben. Eine ganz besondere Entstehung hat die Rasse der Windhunde, deren Vorfahren namentlich in der Umgebung des Mittelmeeres und besonders in Ägypten von den ältesten Zeiten an von Menschen gehalten wurden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese Formen die größte Ähnlichkeit mit dem Pariahunde besitzen, der also als die Stammform unserer Windhunde zu betrachten ist. —

Astronomisches.

t. Veränderungen auf dem Mars. Der französische Astronom Antoniadi, der in der letzten Zeit durch Entdeckung einer neuen Theilung in dem Ringssystem des Saturn bekannt geworden, giebt in der Londoner Monatschrift „Knowledge“ eine interessante Uebersicht über alle wichtigeren Marsbeobachtungen seit dem Jahre 1864 und macht bei dieser Gelegenheit besonders darauf aufmerksam, daß die Gegend der sogenannten Großen Syrte in diesen Jahren mannigfache Veränderungen erlitten und eine beträchtliche Ausdehnung in das Gebiet des sogenannten Meris-Sees und des Eilaga erfahren hat. Außerdem sind während der letzten Jahre zwei Kanäle in dieser Gegend entstanden. Antoniadi begleitet seinen Aufsatz mit einer Skizze, durch die er die in den letzten 23 Jahren erfolgten Veränderungen auf dem Planeten darlegt. Er spricht die Ueberzeugung aus, daß derartige Veränderungen auf dem Mars überhaupt eine dauernde und sehr gewöhnliche Erscheinung seien. Die Oberfläche dieses Planeten besitzt zwar sicher einige gleichbleibende Formen, aber die Einzelheiten und die Gestalt des Kanalkanals seien im hohen Grade schwankend, zu Zeiten in so hohem Grade, daß die Veränderungen einen phantastischen, grotesken und, wie Antoniadi sich ausdrückt, beinahe lächerlichen Charakter annehmen. —

Humoristisches.

— Klas Hopsteert un dat Spool. In Brooker's Hus harrn se vör Tiden enen regelmässigen Klub. Dar versammel sic de ganze Nawaerschap bi'n Disterwer'n um't Für un vertell sic allerhand Geschichten; besunners Geschichten von Hexen, Spool, Weddergahn, Wörlaat un so wider, de awer natürlich alle wahr wören.

Dat wör Klas Hopsteert sin Lust, wenn de Ned up Hexen un Gespenster kôm; leener môch lewer von düt Kapittel hören as he, un wenn dat süß of man swach mit sinen Glowen bestell wör — an Hexen un Düwelsspool löw he mit Liv un Leven. Un wenn he denn na Hus ging, so seeg he in sin Uppregtheit in jeden Busch, in jeden Boom wat Dovernatürliches.

So güng he enes Abends gegen Kloek öwren of den Pött an den Beet hendahl, als he up einmal in'n Fahllicht en gräßige Gestalt vör

sic stahn seeg. Dat möß woll de Seege sülvst wesen! Klafen stünen de Haar to Barg as en Heibböst; utbögen lönn he nich, up beide Siden wören deepe Graben, un weglopen! — ja, wer lönn woll vör en richtig Spool weglopen. „Bist Du von Gott, so sprick! Bist Du vom Düwel, so wil! röp Klas tolest in sin Dodesangst. —

„Ic bin Gimmert Borchers von'n Niep! Ic hev mi en Koh von Jewener Markt halt — dat of Deert wil nich ut de Stäe, 't ward ja woll free bang vör Di“, wör de Antwort. —

(Friedrich Freudenthal in „Niederachsen“.)

Vermischtes vom Tage.

— Unwetter. Ueber ganz Nord-Schleswig und Dänemark gingen am Sonntag Nachmittag und Abend außerordentlich schwere Gewitter mit wolkbruchartigem Regen und Hagelschlag nieder, welche stellenweise bedeutenden Schaden anrichteten. Aus vielen Orten werden Feuersbrünste infolge von Blitzeschlägen gemeldet. In Minkenitz wurde ein Mann vom Blitz erschlagen. — An demselben Tage wurden auch die nördlichen Provinzen Belgiens von einem schweren Unwetter heimgesucht. Die Ernte wurde größtentheils zerstört. Vierzehn Personen wurden vom Blitze getroffen, sechs davon getödtet. —

— In Meynkowo bei Samter in der Provinz Posen ist am 3. August ein Wolf geschossen worden. Unmittelbar vor der Stadt Posen wurde zum letzten Male im Jahre 1866 ein Wolf im Glacis erlegt. —

— Mordversuch. Der Sohn eines Mühlenbesizers bei Arnshain versuchte eine Dienstmagd seiner Eltern zu ermorden, mit der er ein Verhältnis hatte, das nicht ohne Folgen blieb. Er lockte sie auf den Heuboden, warf ihr eine befestigte Schlinge um den Hals und stieß sie, damit sich die Schlinge zuzöge, hinab in die Tenne. Durch die Wucht des Falles riß die Schlinge, der Mörder vermochte das Mädchen auch auf der Tenne nicht zu tödten. Das Mädchen wurde in die Klinik nach Marburg gebracht. —

— Sterbefälle. In Heidelberg ist der bekannte Chemiker Professor Victor Meyer, in Zürich der Professor der deutschen Literatur und Biograph Gottfried Kellers, Jacob Bächtold, in Basel der Kunsthistoriker Professor Jacob Burckhardt gestorben. —

— Der Pfarrer von Karpsham (Niederbayern) verbot seinen Pfarrkindern trotz ihres Wittens das Einreiten des Weizens am Sonntag, den 25. Juli, mit dem Bemerken, daß nachmittags Wittstunde für eine glückliche Ernte sei. Die Karpshamer Pfarrkinder folgten dem Pfarrer. Montag begann der Regen und das folgende Hochwasser schwemmte die Weizenäcker fort, wofür die Karpshamer sich nun bei ihrem frommen Pfarrherrn bedanken können. —

— In Wien hat sich ein deutscher Schiffslieutenant wegen Schulden erschossen. —

— Ueberschwemmungen in Ungarn. In Neupest ist in der Nacht zum Sonntag der Donaudamm gerissen, wodurch über 100 Häuser überschwemmt wurden. Die Bewohner derselben wurden im Schlafe überrascht und konnten nur das nackte Leben retten. — Am Montag begann das Wasser zu fallen. —

— In Rosenberg (Ungarn) stürzte die Kuppel des in Bau begriffenen Stadthauses ein; 31 Arbeiter wurden verschüttet, mehrere sind lebensgefährlich verletzt. —

— Tyroler Mütter melden: In Franzaso bei Belluno befindet sich ein Muttergottesbild, zu dem auch aus dem benachbarten Tyrol viel gewallfahrtet wird. Letzten Sonnabend nun kam eine Tyroler Wallfahrerschaa, an der es den italienischen Grenzjollwächtern auffiel, daß gar so viele Säuglinge mitkamen, die von den Müttern sorgfältig auf den Armen gewiegt wurden. Die Jollwächter näherten sich, und da zeigte es sich, daß die Säuglinge eigentlich — Zuckerkühe waren, die man sorgfältig mit Lächeln umhüllt hatte. —

— Eisenbahnunfall. Auf der Linie Como-Varese stießen zwei Züge aufeinander; vier Personen wurden schwer, zehn leicht verletzt. —

— Bei einem in Carabanchal (Spanien) gelegentlich der Stiergefächte entstandenen Streit wurden sechs Personen schwer und zahlreiche andere leicht verwundet. —

— London hat in den letzten Tagen eine kaum erträgliche Hitze erlebt. Selbst der Lord-Oberrichter wurde von der Hitze gezwungen, sich der Abzeichen seines Amtes zu begeben. Er hatte in seinem Gerichtssaal schon Thüren und Fenster öffnen lassen, aber die Hitze that es ihm doch noch an. Plötzlich rief er aus: „Das ist nicht auszuhalten. Ich will meine Perücke und meinen Talar ablegen und erlaube Ihnen, meine Herren Advokaten, dasselbe zu thun“. Das gesammte anwesende Bureau folgte dem Wink. —

— Am kostspieligsten ist das Leben in Guatemala, der Hauptstadt des gleichnamigen Landes. Ein Pfund Brot kostet 1 Frank 50 Centimes, ein Pfund gewöhnliche Butter 5 Franks. Kartoffeln kosten bis zu 15 Centimes das Stück. Ein Liter Milch kommt auf 1 Frank 50 Centimes, ein Liter Landwein auf 15 Franks. Die Miethspreise für Wohnungen, die mäßigen Ansprüche genügen, schwanken zwischen 4000 und 5000 Franks, und für ein kleines unmobliertes Haus bezahlt man 12 000 Franks. In den Gasthäusern kann man nicht billiger leben als um 50 Franks täglich. —